

Von unseren Nachtvögeln.

Bei fast allen Völkern spielt der Aberglaube diesen geisterhaft leicht und unhörbar durch die Nacht hindurchziehenden Vögeln über mit — sie sind loszulegen als die „Leichenbitter“ des Todes verdrängen. Wo ein Licht in der späten Nacht noch brennt, fliegen diese Tiere gern herbei. Ich habe selbst einmal in meiner Jugend bei spätem Lesen eine Gule gegen mein Fenster poltern hören und mit klopfendem Herzen dann ihr gräßliches Krächzen durch die Nacht verhallen hören. Ist es nun ein Steinkauz, der sich gar in das geöffnete Fenster zu neugieriger ruhiger Betrachtung hineinsetzt, da er die Menschen nicht von ihrer unangenehmen Seite kennt, und liegt ein Kranke in dem noch erhellten Zimmer wach, so überlegt man sich das leise gedämpfte „Kuwit, kuwit, kuwit“ des davongehenden Vogels als: „Kommt mit, bring Schupp und Spaten mit.“ Anders denkt schon der Italiener vom Steinkauz. In Pisa sah ich einen Schuster vor der Tür, der zwei Steinkäuze neben seinem Sitz in einer Nische an der Wand hängen hatte und gemüthlich Polenta mit ihnen teilte, da er für die Fleischesser nicht anderen teuren Fraß beschaffen konnte. Schon dem König Otto gab man als Ehrengeschenk bei seiner ersten Ankunft in Italien einen Steinkauz als Ehrengeschenk und Willkomm: „Minervens Vogel ist ein Kauz!“ In Griechenland und in Palästina wird der Steinkauz geradezu als Glücksvogel angesehen! Welche ganz andere Schätzung eines Tieres bei anderen Völkern!

Diese Käuze sind kleine Vögel mit großem Kopfe. Das wunderschöne Auge glüht schwefelgelb — und es mag schon einige Befürchtung hervorrufen, wenn dies plötzlich aus nachtdunklem Fenster einem leicht erschrockenen Herzen entgegenleuchtet. Bei uns haufen sie selbst in den Obstgärten der Dörfer und inmitten der Städte auf Türmen und stillen Dachböden. Raumann konnte ein bei ihm hausendes Tier, ein Weibchen, das fest auf den Eiern brütete, gar streicheln, ohne daß es davongeflogen wäre. In Italien werden sie sogar zum Verkauf auf den Markt gebracht, da man sie in Haus und Hof mit beschnittenen Fittichen herumlaufen läßt, damit sie Erdwürmer, Käufe, Spinnen und Kanaroten vertilgen. Man tut dort das bereits, was Venz auch für unsere Landleute vorschlägt, für die der Kauz nur ein Freund als Vernichter des Ungeziefers in Gärten und Feldern ist, und von denen er nicht als Verhächter, als „Anglückbringer“, an die Scheunen für genagelt werden sollte, wie ich es hundertmal allüberall in Deutschland und besonders in Westfalen gesehen habe. Ueber den Eritelrang nageln sie ihn an die Tür, und zur Ernte hat er mitgeholfen! Wie viele Käuze, die das Korn und die Wurzeln der Pflanzen freissen, sind in seinen Magen gewandert! Wie diese Insekten verflüchtigt dieser bei Nacht ewig offene Hals! In Holstein allerdings ist die Schätzung des Tieres schon eine andere. Venz sagt: In jeder Giebelhöhe der großen Scheuern Holsteins befindet sich in der Regel eine Öffnung, durch die eine Schleiereule bequem hindurch kann. Nach den von W. Claudius angefertigten Untersuchungen führt der Landmann in Holstein die Rube seiner Eule nie absichtlich und er schützt sie gegen Verfolgung. Die Vögel fliegen also nach Belieben aus und ein, jagen in und außer der Scheuer lustig nach den Mäusen, vertrauen sich mit den Hauslägen vortrefflich, und bauen ihr Nest in dem dunklen Raum.

Sie beim Freissen zu beobachten, ist interessant. Ist die Beute zu groß für den Schnabel, so würgen sie sie wieder heraus, und sie bearbeiten sie dann mit den Klauen, bis sie sie in den Schlund hineindrängen können. Tiere, die sie nicht ganz verschlingen können, zerreißen sie. Von sehr großer Beute verschlingen sie nur Brust und Hirn. Der Uhu aber ist ein „vorsorglicher Kauz“. Was er von seinen großen Beutesücken, wie Hasen z. B., nicht gleich verzehren kann, wickelt er in der Haut zusammen und bewahrt es dadurch vorm Austrocknen. Diese unsere größte Eule ist in den meisten Teilen Deutschlands ausgestorben — nur in den Mittelgebirgen nicht. Zu ihrem schlimmsten Verfolger Mensch gefesselt sich alle anderen Vögel hinzu. Selbst unsere Raubvögel lassen sich durch ihren Haß gegen den Uhu zu den größten Unvorsichtigkeiten verführen, sehen ihn gleichgültig ruhig in den Fängen des Gewaltigen verbluten und stehen doch nicht davon ab, auf ihn einzustehen. Ja, der ganze Wald wird lebendig, wo sich ein Uhu am Tage zeigt, und es ist

ein unerhörtes Spektakel unter den sonst so friedlichen Singvögeln, hat einer von ihnen den Feind aller entbedt. Aber dieser verhaßte Geselle kann seiner eigenen Art gegenüber der besorgteste Helfer sein. So erzählt Wiese: „Ein Oberförster in Pommeren hält schon seit längerer Zeit einen gezähmten Uhu auf dem Hof in einem dunklen Verhohle. In einem Frühjahr läßt sich nun zur Paarungszeit auf dem Hof der Oberförster, die inmitten des Kieferwaldes ganz allein liegt, ein wilder Uhu hören. Der Oberförster setzt in den ersten Tagen des April seinen Uhu, an beiden Fängen gefesselt, aus. Der wilde Uhu, ein Männchen, gefesselt sich sehr bald zum jähmen, und was geschieht: er füttert den gefesselten regelmäßig jede Nacht, was einmal aus den Leberbleichen, aus dem Gevöll, ersichtlich und dann dadurch bewiesen ist, daß der Uhu beinahe vier Wochen vom Eigentümer nicht gefüttert wurde. Rähet man sich bei Tage dem zahmen Uhu, so läßt der wilde in dem gegenüberliegenden Forst sofort sein „Uhu“ oder „Uhu“ erschallen und er verflucht erst dann, wenn man sich längere Zeit entfernt hat, Innerhalb vier Wochen lieferte der wilde Uhu drei Hasen, eine Wassertratte, unzählige andere Ratten und Mäuse, eine Eiser, zwei Drosseln, einen Biebeskopf, zwei Rebhühner, einen Aebitz, zwei Wasserhühner und eine Wilbente.“

In unseren Nachtvögeln gehört noch der Nachtschatten, eine Nachtschwalbe, die z. B. in Thüringen so heimisch ist, daß sie aus den benachbarten Wäldern abends bis mitten in die Dörfer fliegt. In einigen Städten, wie ich es z. B. in Wiesbaden sah, kommen die Nachtschwalben plötzlich um die Laternen herumgeschossen und fangen mit weit aufgesperrtem Schnabel die Rotten und Mücken davor weg. Während ihrer verlebten Tage sind diese Nachtschwärmer, die dem weniger geübten Beobachter leicht etwas stumpfsinnig erscheinen können, von einer seltenen Beweglichkeit. In wahren Flugspielen wetteifern sie miteinander um das Weibchen. Sie erscheinen viel rascher und stolzer und jede Bewegung scheint von dem Feuer der Liebe beschwungen zu sein. Die Flügel klappen dabei mannigmal wie bei verliebten Tauben zusammen, unter leisem Säusen fliegen sie sich hoch aus der dämmerigen Luft des Nachthimmels herab und gaukeln um das Weibchen in den anmutigsten Linien herum. Beim Weibchen gebärden sie sich dann einer Gefahr gegenüber fast besitzgierig. Gomerer erlebte einmal, daß ein Weibchen eines Nachtschattens, das in seinem Garten brütete, ziemlich nah an ihn herantrippelte und höchst belustigend sich ausludte und saugte.

Ihr Abendbrot mit mir, wofür ich ihnen als Gegengabe einige Pakete sämischen Tabak überlieh. Nach einer lebhaften Unterhaltung überwältigte mich der Schlaf.

Ich hatte etwa vier Stunden geschlummert, als mich sehr laute Geräusche aufweckten. Die Pferde wurden aus dem Stall geholt, um Geschütze und Munition in die Gegend von Arras zu schaffen. Ich hatte nun die Wahl, weiter zu schlafen oder den Transport zur Weiterreise zu benutzen. Aber ich entschloß mich zu letzterem. Morgens waren wir in Villers, dem Zentrum der Kämpfe. In winzigem Abstand waren die Leute im Feuer; zu Souchez und Carency wurde heftig gekämpft. Es war, als ob die ganze Gegend in Brand geraten wäre.

Der Schall des Kanonen- und Geschützfeuers wurde von den Hügel und Mauern hundertfältig als Widerhall zurückgeworfen. Es ist hier nämlich Sitte, die Gärten und Höfe mit kräftigem Mauerwerk einzufriedigen, und das ist ein Grund, warum sogar abgelegene Gehöfte jeweils zu Stützpunkten ausgebaut werden. Die Mauerwerke werden noch extra verstärkt und als Deckung für Maschinengewehrstellungen eingerichtet. So war der Friedhof von Carency zu einer Art Fortis umgestaltet. Die Deutschen hatten hier mancherlei Kriegsmaterial zusammengebracht und trachteten, diese Stellung unter allen Umständen zu halten.

Die Verbündeten warfen aber stets mehr Truppen nach dieser Richtung. Schon rückten die Franzosen von drei Seiten heran, um nördlich die Deutschen von ihrer Basis abzuschneiden. Das kostete allerdings Massenopfer. Doch aus den Gesichtern der Verbündeten, die zurückkamen, sprach ein Glanz von Triumph, und noch vergnügter waren die, welche die Gefangenen hinter die Front zurückbrachten. Infolge einer flüchtigen Zählung sollten es schon über 2000 sein. Die Verbündeten zählten nach Hunderten, die an uns vorbeigebracht wurden. Ich vernahm, daß der Kirchhof von den Franzosen genommen wurde. Nun liegt Carency knapp nördlich von Arras. Man scheint also einen artilleristischen Ring mit Arras als Mittelpunkt zu planen, um die vielen Straßen, die von da auszuweichen, beherrschen zu können. Arras liegt wie eine Nischenpinne in diesem Strochengeck.

Das Terrain ist durch die vielen Bodenerhebungen besser zu verteidigen als in Flandern. Da ist es um so bemerkenswerter, wenn man an den heldenhaften Widerstand der Belgier im Oktober denkt. Geht aber hier eine Position verloren, so ist es auch ein schwerer Verlust, da dem Feind dann die günstige Position zugute kommt.

Inzwischen versuchte ich näher aus Gesichtsterrain herauszukommen, was zwar nicht leicht war, aber da man sich jetzt im Vorteil befand, hießte man nichts dagegen, daß ich den Erfolg der Welt kund tun wolle. Ich hatte also den Vorzug, den Kampf aus nächster Nähe beobachten zu dürfen. Im Laufe des Monats nachmittags kamen deutsche Truppen aus der Richtung Lens-Douai, um als Verstärkung zu dienen. Die großen, ungeheuren Autos waren bereits auf großen Abstand sichtbar und man sah einen fand wohl schon den Tod, ehe er das Gesichtsfeld gesehen hatte. Viermal versuchten sie in großen Angriffen die verlorene Position wieder zu erobern, mußten aber immer wieder zurückweichen. Auch dabei wurden Hunderte von Gefangenen gemacht. Inweilen glücken die umliegenden Täler den Italiern feuerpeinender Berge. Stahl, Eisen, Erde und Menschen, alles flog mit donnerndem Getöse in die Luft. Eine Hölle der Vernichtung, ein Chaos von Tod und Verderben war alles ringsum auf einen Quadratkilometer Erde. Die ganze Gegend zitterte von Explosionen und nach immer währte der Kampf. Von Ruhe war an keiner Seite die Rede. Als die Abendsonne die Hügel in Blut tauchte, war man noch im heftigsten Gefechte. Wie sah ich solche Massen in die Schlacht gehen wie hier in dieser kurzen Zeit. Die Soldaten, die ermüdet aus der Front zurückkehrten, deckten am ganzen Körper von den erlittenen Aufregungen. Mit verzogenem Gesicht und verwilderten Mienen sahen sie um sich, um dann plötzlich abgemattelt in bleischweren Schlaf zu verfallen. Erst danach wurden sie mit Milch erfrischt und nachher gespeist.

Als endlich die Luft zu dunkeln begann und die Erde samt ihren menschlichen Hebeln und Scheuchlichkeiten mit einem Schleier bedeckt, mußte auch ich abbrechen. Tief erschüttert und zitternd am ganzen Körper entfernte ich mich, um irgendwo für eine Weile Ruhe und Schlaf zu suchen. . . . (Deutsch von Julius Bergh.)

Vom Meere bis nach Arras.

(Schluß.)

Eigentümlich ist, daß von einem eigentlichen Schreien fast nichts zu bemerken ist; vom sogenannten Wimmern und Weinen nicht während des Kampfes kaum etwas zu hören. Scheinbar liegt dies daran, daß die meisten Verwundeten sehr bald das Bewußtsein verlieren und erst im Lazarett wieder zu sich kommen.

Während der Kämpfe fahren stets Ambulanzautos und bieten Gelegenheit, näher zur Kampflinie zu gelangen. So lange freilich geschossen wird, ist allzu große Neugierde nicht ratsam. Das mußte ich auch erfahren. Wir waren nämlich in Richtung Veldhoel gefahren, als plötzlich ein ungeheurer Hagel von Projektilen niederregnete. Viel Luft, meinen Körper zu einem Sieb machen zu lassen, empfand ich nicht. Der Wagen fuhr denn auch einen Seitenweg und fand Schutz hinter der Mauer eines Gehöftes. Später vernahm ich, daß dieses Gehöft der Ausgangspunkt zur Rückeroberung des verlorenen Terrains werden soll. Ueberall griffen aus dem Boden riesige Löcher, die alles zu verdrängen drohten; die Steine von den Wegen waren weit weg auf die Felder geschleudert, zusammengegeschossene Feldgeräte und Proviantwagen sah man Kilometer weit in der Umgebung.

Von da aus zog ich weiter, um zur französischen Front zu gelangen. Diese Reise war ebenfalls nicht gemüthlich. Wechselt und mehr kam ich mit lebhaften Kämpfen in Berührung und alle Wege waren mit Truppen besetzt. Ich mußte denn auch von Norles aus an Verhune vorbei, in einer Scheune bei einem Detachement Husaren übernachten. Obwohl die Lagerstätten lediglich aus Stroh, dazu eine Pferdebede zum Zubeden, bestanden, hatte ich mich doch nicht zu beklagen. Die Leute teilten christlich

Die Erweckung der Maria Carmen.

14) Von Ludwig Brinkmann.

Wir beuchten auf dieser Wanderung auch die Tempeln, davon mir die Kinder meines Dorfes erzählt haben. Biel war da freilich nicht mehr zu sehen, einige Ueberreste mächtigen Backsteinmauerwerks, die früher wohl tiefe und finstere Keller einschlossen. Jetzt sind sie von fliegenden Sunden und Bampphen bedeckt, greulichen Bewohnern schauriger Stätten. Doch die Phantasie kehrt hier in entschwindene Jahrhunderte und Jahrtausende zurück, zu den Zeiten, da die Menschen diese traurigen Höhlen zu irgend einem finsternen, blutigen Kultus aufsuchten, da die düsteren Wände mit dem Blute der Kriegsgefangenen bespritzt wurden, die Winkel von dem Stöhnen und Todesröcheln der von dem feineren Messer zerrissenen Opfer widerhallten.

An den oberen Ranten einzelner Wände erkannte ich Ueberreste von verchlungenen Ornamenten, aus verschiedenfarbig schattierten Backsteinmücken geformt. Waren sie nicht in den Jahrhunderten blutiger Greuel eine Probbezeugung schönerer, friedlicherer Zeiten? Noch sind wir ja so weit von dem Ziele entfernt, auf das diese Linienzüge ahnungsvoll hinweisen, noch wälzt sich Generation über Generation zerförend dahin, noch treten neue Kulturen alte danieder, um dasselbe Schicksal von anderen zu erwarten; aber unaufhaltsam geht es vorwärts, einem Ziele entgegen, von dem wir nichts wissen, nur etwas ahnen in den Werken der Kunst. . . .

Schließlich habe ich die tiefblauen Fluten des Stillen Ozeans gesehen, zum ersten Male in meinem Leben. Wir hatten den Gipfel eines Ausläufers der Sierra Madre erklommen und blickten ganz wider Erwarten auf die ungeheure blaue Fläche, die sich fern im Süden ausbreitet. Ich glaube, die Griechen des Xenophon konnten nicht inbrünstiger „Meer! Meer!“ gerufen haben als ich in der Freude meines Herzens.

Warum nur? — Ich weiß es nicht; vielleicht sehe ich instinktiv voraus, was dieses Meer einst der Menschheit sein wird, sein muß. Der Welt Schicksale werden auf seinen Fluten sich entscheiden; die Kulturen des Westens und des Ostens werden hier aufeinanderbrechen, alle Rassen werden sich hier eine nach der anderen blutig abwürgen, Mongolen und Lateiner, Slaven und Germanen, Malaien und Polynesianer — und wehe dem Besiegten! —

Wir sind dann zurückgekehrt. Wir wollten unsere Maria Carmen nicht allzulange im Strich lassen — und das Uferland ist glühend heiß und feierlichwanger.

Was sollte es auch mehr; ich habe den Friedlichen Ozean gesehen!

Wieder im Minenhaus. Die Hochwaldepisode, die länger währte als gedacht — wir sind tief im Auaust — ist

abgeschlossen. Stuart hat mich in seinen Berg hineingeführt; über einen Kilometer lang ist der Stollen freigelegt, mächtig gegen das nachdrängende Gebirge durch die beiden Reihen von Pfosten und den darauf ruhenden Tragebalken gestützt. Die Verwüstung des Waldes tat mir nicht mehr leid, als ich dieses Kunstwerk berechnender Kraft sah. Er ist dem höheren Zwecke geopfert worden.

Stuart ist sehr, sehr stolz auf sein Werk, und fürwahr, er hat Großes in kurzer Zeit, in ein wenig mehr als einem Vierteljahr vollbracht. Es gehört auch eine Art von Unerkennbarkeit dazu, also die finstere Straße immer weiter in den Berg hineinzudringen, ohne zu wissen, wie der Weg enden mag, was für Gefahren dem Eindringling bevorstehen können. Stets verfolgt ihn die bange Frage: wird das Dach hinter mir halten, wird nicht ein erzürntes Schüttelein des Berges, in dessen Eingeweide ich grausam bordringe, mit meinem Rückzug abschnneiden, mich im finsternen Gefangnisse einmauern, ohne Hoffnung, daß ich frei werde? Oder wer weiß, was meine Vorgänger alles schon gebaut und geplant haben! Vielleicht haben sie irgendwo einen Schacht in den Berg getrieben, der in bodenlose Tiefe hinabführt und den in die Finsternis ahnungslos Vordringenden plötzlich verschlingt. Es mag gefährlich sein, in unerforschten Landen sich einen Weg zu suchen, mühselig und unsagbar schwierig, die Zugangstrecke nach dem Nordpol zu finden; wer indessen in das dunkle, kartenlose Land des Erdinnern eindringt, hat mehr Gefahren, mehr Mühseligkeiten und Beschwerden zu überwinden als irgendein Afrika- oder Grönlandreisender.

Es bricht jetzt schon viel Wasser durch das Gefüge des Berges ein; wir müssen bald mit Pumpen beginnen. Es wird also Ernst mit der maschinellen Anlage.

Heute kam ein entrüstetes Schreiben von Powell. Der gute Mann ist ganz außer sich. Die Mine soll erst rentabel sein, dann wäre an weitansschauende Projekte wie das mit der Verlängerung der Eisenbahn von Laidiche zur Maria Carmen zu denken. Nun ja; die Bahngesellschaft hat trotz aller unserer Mühen, Besprechungen und Reisen recht weitgehende Forderungen gestellt, und wir hätten das Kapital des Imparcial ganz bedeutend erhöhen müssen. Allerdings wird die Rentabilität unseres Betriebes in den ersten Jahren arg leiden, bis die Bahn wirklich fertiggestellt ist; und diese Verluste sind uneinbringlich. Aber es heißt sich befeiden.

Indessen ist es mir persönlich sehr, sehr schmerzlich, daß Powell von meinem schönen Waldplane, von unserer Hacienda im Hochgebirge nichts wissen will. Selbst wenn der ganze Imparcial bankrott machen sollte, wäre dies doch ein gar köstlicher, lohnender Besitz. Aber der Texaner ist für Geldausgaben nicht zu haben. Stuart faßt sich mit den Röhnen vor Ingrimm. Er verspricht mir, daß wir übers Jahr den Wald haben werden, wenn die Gelder für die ersten Erzverkäufe eingehen.

Ueber einige Ausgaben für meinen Garten, die in den Abrechnungen erschienen, machte Powell ebenfalls keine Sarkastischen Bemerkungen. Hier hat er aber kein Recht, da zwischenjüreden; die Beträge sind zu klein.

Ich, was versteht der Mann von unseren Nöten, unseren Sehnsüchten, unseren Hoffnungen!

Und wenn er sie wüßte, sie würden ihn nicht rühren. Er weilt ferne, man hört und sieht ihn nicht, und doch ist er der Meister des Imparcial, durch die Macht des Kapitals unser aller Herr. Euer höchster Gott ist das Kapital — das ist die Ordnung der Dinge in unserer Zeit. Und manchmal steigt eine unbestimmte Furcht in mir auf, daß Powell es nicht allzu wohl mit uns meint, daß er die Macht, die ihm gegeben, arglistig gegen uns verwenden möge; doch Stuart beruhigt mich: „Ohne die persönliche Arbeit ist eine Mine wertlos; da sind wir also die Stärkeren.“

Ich sehe auf eine bewegte Spanne Zeit zurück, und ich kann des vielen Geschaffenen und Geplanten, ja selbst Erlebten nur flüchtig gedenken. Ich habe die letzten Wochen sehr fleißig sein müssen, da meine eigentliche Tätigkeit begonnen hatte und mir vieles gar neu gewesen ist. Nun aber sind die Arbeiten alle im Flusse, und ich habe es jetzt leichter; ich beaufsichtige nur noch und lasse die anderen für mich schaffen.

Als Maurer sind unsere Leute, diese heißblütigen Weitzgen, ganz außerordentlich gelehrig; in dem tollkühnen Stammvolke muß eine eigenartige Begabung für das Handwerk mit Stein und Mörtel liegen. Sobald die braunen Gefellen einmal begriffen haben, was man will, entflieht das Werk über Nacht. Nicht ohne Ursache wird in Mexiko so schön gebaut.

Und es freut mich zu sehen, wie alles um mich herum aufwächst. Blüme und Risse, die nur auf dem Papiere stehen, sind wie Schatten und Geister, die unsere Träume beängstigen; erst wenn ihnen die Ausführung wird, entflammt das Leben, das die Wärme, die wir ihm geben, dankbar zurückstrahlt.

Daß ich mir einmal als Maurermeister mein Brot verdienen müßte, das hätte ich mir noch vor einem halben Jahre nicht träumen lassen, und doch es mir dabei so wohl sein könnte, wäre mir noch unwahrscheinlicher erschienen. Aber was bin ich nicht schon alles gewesen, seitdem ich in dieses Land gekommen! Vom Eisenhochbau bei Baker will ich ganz schweigen; das war ja noch Ingenieurarbeit, wenn sie auch außerhalb meines eigentlichen Faches lag. Jedoch im Minenlager: Bergbau, spanisch-englische Korrespondenz, nebst Schreibmaschine, Goldfäller, Maurermeister! Das ist wirklich viel für so wenige Monate! Aber es dreht sich ja alles um eine e i n e A c h s e, zielt alles auf e i n e n Zweck: die Entdeckung der verfunkenen Maria Carmen zur großmächtigen Silbergrube. — (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der erste Kriegsberichterstatter.

Wenn die italienische Heeresleitung in diesem Kriege, im Gegensatz zu der untrigen, beschlossenen hat, keine Vertreter der Presse in ihrem Hauptquartier zugelassen, so muß ein solcher Beschluß um so eher auffallen, als gerade Italien das Vaterland der modernen Kriegsberichterstatterung gewesen ist. Es ist wenig bekannt, daß die Kriegsberichterstatterung im heutigen Sinne in den Kriegen der italienischen Renaissance bei den Heeren der „Condottieri“ geschaffen worden ist. Sie ward nach Jakob Burckhardt „aus der neutralen Freude an der korrekten Kriegsführung als solcher“ geboren, und die meist noch ungedruckt in den Archiven moderner Berichte haben manche lehrreiche Einzelheiten bewahrt. Der erste Kriegsberichterstatter im modernen Sinne war der Literat Gianantonio Borcello de Pandoni, der während des mailändisch-venezianischen Krieges von 1451 und 1452, zwischen Franz Sforza und Jakob Piccinino, im Auftrage des Königs Alfons von Neapel dem Hauptquartier des letzteren folgte mit dem Auftrage, „Relationen“ zu verfassen. Sie sind flüchtig und geistvoll geschrieben, aber das Zeitalter des Humanismus verleiht ihnen auch hier nicht: vielleicht auch aus diplomatischen Rücksichten mußte sich Piccinino bequemen, überall Scipio, und der Sforza von Mailand Hannibal zu heißen. Obgleich nur bei den Venezianern beglaubigt, sollte Pandoni auch über das mailändische Heer „objektiv“ berichten; er ließ sich also nach Simonetta bei Franz Sforza melden, wurde „die Reichen entlang geführt, lobte alles höflich und versprach, was er hier gesehen, ebenfalls der Nachwelt zu überliefern“. Diese dilettierenden Kriegsberichterstatter erwarben sich oft beachtenswerte militärische Kenntnisse: einer von ihnen war auch der berühmte oder berühmte Machiavelli, der dann neben anderen kleinen militärischen Schriften eine „Kriegskunst in sieben Büchern“ verfaßte. Diese Kriegsberichterstatter verbreiteten sich in ihren Depeschen ihre Berichte wurden durch besondere Eilboten abgeleitet) auch schon über die Bewohner der einzelnen Landschaften und Städte nach ihrer Kampfweise, Widerstandsfähigkeit und ihrer Produktion von Kriegsgeräten“ ganz wie heute. Aber diese erste schnelle Blüte der Kriegsberichterstatterung überdauerte die Renaissance nicht.

Der amerikanische Waffenschacher.

Der bekannte amerikanische Kriegsberichterstatter Oberst Edwin Emerson sprach vor kurzem in New York vor der „American Truth Society“ über den amerikanischen Waffenschacher. Er begann seine Rede damit, daß er hat, ihn als eine Autorität in Sachen Waffenhandel zu betrachten, da er Offizier in der amerikanischen Armee sei und sich ein Leben lang mit diesen Fragen beschäftigt habe. Dann sagte er unter anderem: Als Soldat in Roosevelts Regiment erhielt ich auf Kuba die Feuerwaffe. Wir Amerikaner wurden damals mit amerikanischen Kugeln beschossen, die obendrein noch Dum-Dum waren, während die spanischen Geschosse glatte und reine Wunden verursachten. Später fuhr ich nach Venezuela, um auch dort unter das Feuer amerikanischer Schnellfeuerwaffen zu kommen. Bei den südamerikanischen Revolutionen haben fast immer Agenten amerikanischer Waffenfabriken die Hände im Spiel; sie sind es, die aus geschäftlichen Gründen die Revolutionen anstiften. Die Frage einer südamerikanischen Revolution ist selten nur ein innerer nationaler Streit, sondern in den meisten Fällen eine Frage nordamerikanischer Waffen und Munition. In Panama sind 29 Revolten durch amerikanische Waffen angezettelt worden, in Uruguay noch viel mehr. Die Revolutionen in Mexiko brachen erst aus, als die dreißigjährige Herrschaft des Präsidenten Diaz durch amerikanische Waffeneinfuhr untergraben wurde. Seither ist ganz Mexiko in Aufruhr, weil Winchester-Gewehre, Munition und anderes Kriegsmaterial in Fülle vorhanden sind. Und die Revolten werden dort nicht eher aufhören, als bis der Vorrat erschossen ist und die Einfuhr ausbleibt. Selbst die Waffen, deren Einfuhr wir in Veracruz verhindern wollten, wofür 18 amerikanische Matrosen ihr Leben opfern mußten, waren nicht etwa, wie man angenommen hatte, von deutscher Herkunft; sie waren zwar auf deutschen Schiffen herangebracht worden, aber es waren unsere eigenen Waffen, die über Obeña, Hamburg und Havana nach Veracruz gelangten.“

Emerson sprach dann über die Frage, ob es gerechtfertigt sei, Waffen an kriegsführende Nationen zu verkaufen. Besonders besprach er die kürzlich in Washington gemachte Erklärung, daß ein Ausfuhrverbot jetzt im Kriege einem Bruch der Neutralität gleichkäme. Er wies darauf hin, daß oft Ausfuhrverbote in Kriegszeiten erlassen wurden: von Washington im Jahre 1793, von Madison im Jahre 1808, von Jefferson im Jahre 1809, von Lincoln während der mexikanischen Kriege, von Roosevelt im Jahre 1905 und von Taft im Jahre 1912. Er wies ferner darauf hin, daß es lächerlich sei, einer Nation den Waffenhandel zu verbieten, den einzelnen Individuen aber zu gestatten, Kriegsmaterial in ungewöhnlichen Mengen an den Strohmann einer anderen Nation zu verkaufen. Waffen seien so gut oder so böse wie Gift, und wenn der Gifthandel kontrolliert werde, müsse auch der Waffenhandel unter staatliche Aufsicht kommen. Im Verlaufe seiner Rede machte Emerson auch die Mitteilung, daß er kürzlich in Itaca, wo Flugzeuge für England hergestellt würden, um die Erlaubnis gebeten habe, eine Fahrt zu machen; er habe aber den Bescheid erhalten, daß die Flugzeuge bereits englisches Eigentum seien und von englischen Offizieren überwacht würden; die Erlaubnis zu einer Fahrt könne infolgedessen nur der britische Vorkonsul oder der britische Generalkonsul geben. Die Ergebnisse der Probeflüge hätten die britischen Vorkonsul so befriedigt, daß die ursprünglich auf 100 000 Dollar lautende Bestellung auf 200 000 Dollar erhöht worden sei.

Vor Emersons Rede hatte der Vorsitzende der Versammlung in einer Ansprache die verhängliche Frage gestellt, ob den Amerikanern der Dollar wirklich höher stehe als das Sternenbanner, und ob der Buchstabe „S“ in „U. S. A.“ Schuß, Schrapnell oder Schlacht bedeute ...

Die erste Hitzeperiode.

Niemlich lange hat es in diesem Jahre gedauert, bis zum ersten Male im größeren Teile des Landes eine allgemeine starke Erwärmung eingetreten ist. Erst die Periode heiteren und ruhigen Hochdruckwetters, die vor den Pfingsttagen begonnen hat, hat allmählich die Temperaturen zu sommerlicher Höhe emporsteigen lassen. Nachdem Mittwochs von Frankreich aus ein Teiltief ostwärts vorgezogen ist, das sich an eine andere über Nordeuropa verlagerte Depression angedeutete, wurde die Wetterlage unbeständiger, und es kam zu Gewitterregung. Fast überall wurden 25 Grad Wärme überschritten, so daß in den meisten Landesteilen der erste Sommertag dieses Jahres zu verzeichnen war; stellenweise stieg das Quecksilber bis zu 28 Grad Celsius empor. In der Nacht zu Donnerstag hat sich zwar im Westen und im Küstengebiet nach dem Vorübergang der Depression der Himmel bewölkt, und auch die Temperaturen sind dort beträchtlich gesunken; doch dauerte Donnerstag in Süddeutschland und im östlichen Binnenland das sehr warme Wetter noch fort. Die Abkühlung wird sich aber nunmehr rasch über ganz Deutschland verbreiten.

Notizen.

Theaterchronik. Die Volksbühne bringt als nächste Neuaufführung die Komödien „Die Lokalbahn“ und „Die Medaille“ von Ludwig Thoma, die am Sonnabend, den 5. Juni, zum erstenmal in Szene gehen werden.

Musikchronik. Das zweite Gastspiel Leo Slezaks im Deutschen Opernhaus findet am 6. Juni und am 8. Juni statt. Am ersten Tage wird er den Marico im „Troubadour“, am zweiten den Eleazar in der „Jüdin“ singen.

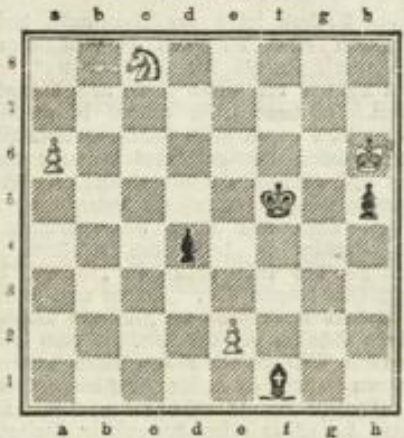
Annunzio polnischer Abstammung? Das „Neue Pester Journal“ berichtet, daß der größte Kriegsschreiber Italiens gar kein Italiener, sondern der Sohn eines Advokaten aus Rußisch-Polen namens Rappoport sei. Der Vater des Dichters stand in den Diensten des ehemaligen Ministers des Äußern Grafen Goluchowski. Von dessen Festigungen stieß er dann nach Rom über, wo er den Namen Rapacki annahm. Erst seinem Sohne blieb es vorbehalten, das löbliche Adelsprädikat anzunehmen.

Wieder verschollenes Land. Peary, der Entdecker des Nordpols, hatte auf seiner Expedition im Jahre 1906 von Kap Thomas Hubbard aus in nordwestlicher Richtung gebirgiges Land gesehen und es auf der Karte in einer Entfernung von 130 Meilen von Kap Thomas Hubbard als Croderland eingezeichnet. Um dieses neu entdeckte Land näher kennen zu lernen, haben nun im vergangenen Jahre die Amerikaner eine Expedition ausgerüstet. Sie

konnte aber das Croderland, wenigstens an der Stelle, die Peary bezeichnet hatte, nicht wiederfinden. Möglicherweise beruht die Entdeckung Pearys auf einer Sinnestäuschung.

Schach.

G. Hind.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung. $\begin{matrix} T \times S & 19 & 10 & 4 & 6 & \times & 9 & 8 & 5 & 7 \\ 6 & \times & 7 & 7 & 7 & 7 & 7 & 7 & 7 & 7 \end{matrix}$

Französisch.

Dr. Kaufmann. Reti.

1. e2-e4 e7-e6
2. d2-d4 d7-d5
3. Lf1-d3

Am stärksten ist wohl entweder e×d5 oder 3. Sc3, Sf6; 4. e×d5.
8. c7-c5
Dies ist zwar am liebsten, aber einfacher und besser ist: 3. . . . d×e4; 4. L×e4, Sf6 und nun erst c7-c5, wodurch der isolierte Bd5 vermieden wird.

4. e4×d5 Dd8×d5
Hiermit sucht Schwarz den isolierten Bd5 nach 4. . . . e×d5; 5. d×c5 etc. zu vermeiden. Dies war jedoch vorzuziehen, denn der Turm verliert durch Exponierung der Dame einige wichtige Entwicklungstemp.

5. Sb1-c3
Das Bauernopfer erlangt jedenfalls einen beträchtlichen Entwicklungsvorprung als Kompensation.

6. Dd5×d4
Nicht D×g2? wegen der Antwort Lc4 mit Damengewinn.

6. Sg1-f3 Dd5-d8
7. Le1-f4
Man sieht nun, daß Weiß im Gegensatz zu Schwarz sämtliche kleine Figuren schon entwickelt hat. Schwarz hat deshalb ein schweres Spiel.

7. Sg8-f6
8. Dd1-e2
Nicht dem Td1 Platz und verhindert Sf6-d5, S×S, e6×d5.

8. Sb8-c6
9. 0-0 Lf8-d6
Nach 9. . . . Sd4; 10. S×S, e×d4; 11. Sd5, Sd6; 12. Le6 geht Bd5 verloren bei schlechter Stellung.

10. Lf4×d6 Dd8×d6
11. Ta1-d1 Dd6-f4
Dies kostet noch ein Tempo und war besser mit Dc7 zu ziehen.

12. Sc3-e4 Sf6×e4
Es drohte g2-g3 nebst S×Sf

oder Sd6f, je nachdem wohin Df4 ausweicht.

13. Ld3×e4 0-0
14. Tf1-e1 Df4-c7
15. De2-c4
Das Dpfer 15. L×h7 ist zwar sehr ansehnlich; 15. . . . K×L; 16. Sg5f, Kg8; 17. Dh5, Td8; 18. Dh7f, Kf8; 19. Dh8f, Ke7; 20. D×g7 etc. über Weiß steht so gut, daß er keine unberechenbaren Opfer nötig hat.

15. b7-b6
Bereitet den nächstfolgenden Zähler vor. Etwas besser war Sa5 oder auch einfach Ld7 mit Herausgabe des Bauern, um endlich zur Entwidlung zu gelangen.

16. Td1-d3
Weiß konnte auch mit 16. b2-b4 den Bauer sofort zurückgewinnen. Aber er merkt die fehlerhafte Abwehr des Gegners und sucht ihn durch keinen direkten Angriff zu beschäftigen, damit er keine Abwehr ungehindert ausführen kann. Eine häufig vorkommende Art.

16. Le8-b7?
Dies läßt sofort zum Verlust. Jeder andere plausible Zug wie Ld7 oder g6 oder a5 hätte den Widerstand verlängert.

17. Le4×h7! Kg8×h7
18. Dc4-h4! Kh7-g8
18. Kg6; 19. Dg5f, Kh7; 20. Dh5f, Kgs; 21. Sg5 etc. ändert nichts.

19. Sf3-g5 Tf8-d8
20. Dh4-h7f Kg8-f8
21. Dh7-h8f Kf8-e7
22. Ta1×c6!!
Man vergleiche die Anmerkung zum 15. Zuge. Würde der schwarze König noch den Bc6 decken, so könnte der Zugzug wegen L×T nicht geschehen.

22. f7×e6
23. Dh5×g7f Ke7-e8
24. Dg7-g8f Ke8-e7
25. Dg8-f7+

Die Russen und die polnischen Juden.

Die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Die Jüdische Presse“ veröffentlicht einen dritten „offenen Brief“ des Feldrabbiners Dr. A. Lehn an „The American Hebrew“ New York:

Nachdem schon in den früheren Veröffentlichungen urkundlich nachgewiesen war, daß die russische Soldateska auf die wehrlosen Juden geht, an diesen Grausamkeiten verblüht hat, die an Verwundtheit und Maseret grenzen, daß das Russische Reich sich mit dem unschuldigen Blut zahlloser Juden befleckt und den ganzen Tiefstand seiner Kultur durch die Greuelthaten plündernder Kosaken und blindwütiger Horden vor entsetzten Augen der Welt aufgedeckt hat,“ bringt der dritte Brief eine Fülle neuen Verleumdungsmaterials darin, daß die Zerstörung jüdischen Lebens und jüdischen Gutes sich wie eine verheerende Welle durch ganz Polen wälzte. Es heißt darin unter anderem: „Ich war vor kurzem in Sternocia. Man führte mich dort in einen kleinen Garten. Es war der Garten des Ortsrabbiners. Dreizehn frische Gräber waren dort aufgeworfen, Gräber von erschlagenen Juden, die von den Russen niedergemetzelt und in Löchern verscharrt worden waren; nach dem Einrücken der Deutschen wurden sie exhumiert und in Sternocia beigesetzt, wo ihre Gräber in ihrer summen Sprache erschütternde Anklage erheben gegen russisches Barbarentum.“

In Leuzhka zogen in einer Novembernacht die russischen Soldaten raubend und plündernd durch die Straßen der Stadt. Als sie sich dem Hause einer Familie Blum näherten, betriegelte deren 13jährige Tochter die Tür. Ein Soldat schoß und erschmetterte dem jungen Mädchen einen Arm, der später abgenommen werden mußte. Ein in demselben Hause wohnender Feldscher Abram Solow eilte zum Arzt, um Hilfe zu holen. Er wurde, obgleich er als Mitglied des russischen Roten Kreuzes die weiße Binde trug, von den Kosaken verhaftet und unter Anklage der Spionage gefesselt. In seiner Wohnung wurde indessen viel Geld, Gold, Silber und Kostbarkeiten geraubt, seine Frau und Kinder, auch ein junger Bruder, mißhandelt. Auf der Kommandantur sollte er seine Schuld durch Unterscheiden eines ihm vorgelegten Schriftstückes belassen, und als er sich weigerte, wurde er geprügelt und eingesperrt. Am dritten Tage brachte man ihn, an Händen und Füßen gefesselt, nach Lody, wo sein vom Autmoer-Clappenkommandanten verhängtes Todesurteil bestätigt und vollstreckt werden sollte. In der Umgebung des Lodyer Ortskommandanten befand sich eine Dame, eine Französin, von der bekannt war, daß sie auf den Offizier großen Einfluß besaß. Die verzweifelte Frau des Verurteilten wandte sich an diese, und mit Bitten und Beschwörung und einer Summe von tausend Rubel gelang es ihr, das Herz der Dame zu rühren, und der Feldscher wurde freigegeben.

In Lutno wurden drei Juden, Isak und Abram Domanowicz und der 40jährige Witkowski vom Landrat verhaftet, weil sie die Deutschen bewirtet hatten. Nach Lowitz gebracht, wurden sie zu 60 Anstehen verurteilt. Einer der beiden Brüder wurde im Anschluß an die Exekution so schwer mit Stöcken mißhandelt, daß

er am anderen Tage starb. Die beiden anderen entgingen diesem Schicksal dadurch, daß sie unangekleidet vom Nichtplatz flüchteten. In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober drangen fünf Kosaken in das dortige Weiz-Hamidrasch ein, wo die Juden zum Gebet versammelt waren, schlugen die Säbellen entzwei und bedrohten die Juden, die entsezt durch die Fenster flüchteten. Ein alter 60jähriger Lehrer erhielt einen Säbelhieb über den Kopf.

Am 11. Oktober kamen die Kosaken in die Wohnung des einige 30 Jahre alten Meilich Dirschberg, verwundeten ihn mit einer Lanze, und der Jude wäre getötet worden, wenn er nicht mit 75 Rubel sein Leben freigekauft hätte.

In Glawno wurden im November alle jüdischen Läden geplündert, die Juden mißhandelt und der Feldscher Abram Rosenberk mit seinen beiden Söhnen verhaftet. Der Rabbiner begab sich mit dem polnischen Ortsgeistlichen zum Kommandanten, um sich für die Verhafteten zu verwenden. Dieser wies ihn ab mit den Worten: „Wir wissen, was Ihr Juden mit den Deutschen tut; Ihr geht ihnen entgegen und behandelt sie wie Gäste.“ Nach einer halben Stunde war der 49jährige alte Rosenberk tot, was mit seinen Söhnen geschehen ist, weiß man nicht. Am 6. Dezember kam eine Abteilung Fischeressen, holte die in die Keller geflüchteten Juden nebst Frauen und Kindern herbor und stellte sie zum Erschießen in Reich und Glied auf. Mit viel Mühe und Geld gelang es den Juden schließlich, das Unglück abzuwenden.

In Gombin, wo der Kommandant sich mit den Worten rühmte: „Mein Gericht ist nicht gerecht, aber schnell!“ wurde Ende November ein junger Mann namens Zelonska in der Stadt erschossen; drei andere, der 30jährige Kleinpner Holzmann, der 27jährige Schneidergeselle Woidislawski und der 40jährige Lastträger Weingroß wurden verhaftet, auf dem Rückzug mitgeschleppt und unterwegs getötet. Ein 27jähriger Bogzanski wurde festgenommen und weggeführt. Sein Schicksal ist bis zur Stunde unbekannt. Ein junges Mädchen wurde geschändet. In Soroki wurden zwei Juden festgenommen und fortgeschleppt. Was mit ihnen geschehen ist, weiß man nicht. Auf der Straße von Block nach Boranow führten zwei Juden. Unterwegs begegneten ihnen die Russen, sie wurden verhaftet, drei Tage hindurch mißhandelt und schließlich bei Paganow aufgehängt. Auf dem Wege von Volkow nach Sloczew wurde ein jüdischer Handelshilfe und ein Selig Sachs aus Volkow aufgegriffen und getötet. Sechs jüdische Kaufleute aus Sultjow hatten in Dobrylin Juden gekauft und wollten ihn auf ihren Wagen nach Hause fahren. Sie sind nicht zurückgekehrt, auf dem Friedhof in Lowitz liegen sie begraben. Die Russen haben sie unterwegs getötet. In Sloczew wurde der Jude Helfant auf dem Hofe des Hausbesizers Kempinsky aufgehängt, weil er den Deutschen Proviant geliefert hatte. Seinem Sohne sollte dasselbe Schicksal bereitet werden, es gelang ihm aber, zu entkommen.

In Lody wurde Abram Simche Kohn an einem Freitagabend aus dem Kreise seiner Frau und zehn Kinder fortgeschleppt und getötet, der Kleinpner Meier Blochmann wird getötet, weil er angeblich das Telephon beschädigt hatte. Ein dritter Jude, Melech Ellenberg, ein harmloser Studengelehrter, wurde wegen Spionageverdacht eingekerkert, der auf die in seiner Wohnung gefundenen deutschen Zigaretten gestützt wurde. Er wurde zum Tode verurteilt, gefesselt an einen Baum gebunden und mußte dort in bitterkalter

Dezembernacht ohne Mantel und warme Kleider vierzehn Stunden lang stehen bleiben, gepeiniget von blutigem Hohn russischer Soldaten. Ein Offizier trat an ihn heran, sah ihn an der Kehle und bemerkte kalt lachend: „Die wird den Strick schon aushalten.“ Mit großer Mühe gelang es noch in letzter Stunde einer Lodyer Persönlichkeit, den Unschuldigen vom Tode zu retten.

In Kielec legte der Kommandant eines dort eingerückten Kosakenregiments den Juden eine Kontribution von 100 000 Rubel auf, und als zur festgelegten Stunde die geforderte Summe nicht hinterlegt war, bestimmte er für jeden weiteren Tag eine Exzessstrafe von je 5000 Rubel. Derselbe Kommandant hielt in der ganzen Umgegend aufrührerische Reden gegen die Juden. So forderte er in der Kirche von Jarnow die Anwesenden zu Gewalttätigkeiten gegen die Juden auf, nach dem Krieg würden sie auch von der Regierung für diese Taten belohnt werden. Nur durch das Eintreten des dortigen polnischen Pfarrers wurde ein Blutvergießen verhindert.

In Jergow wurde Mordechaj Januschewitsch und Melech Berschenberg aufgehängt, zwei Juden werden vernichtet. In Brzeskowa drangen die einziehenden Truppen in die Wohnungen der Juden ein, schlugen entzwei, was sie nicht rauben konnten und schändeten Frauen und Mädchen. Am 20. Oktober kamen die Russen nach Sochaczew, neun Tage haben sie geplündert und mißhandelt, und kein Jude durfte sich auf der Straße sehen lassen. In Lowitz wurde ein achtzehnjähriger junger Mann, namens Salz, am 11. Oktober auf dem Weg vom Gottesdienst nach seiner Wohnung verhaftet. Später fand man ihn als Leiche außerhalb der Stadt. Die Russen hatten ihm den Schädel gespalten. In Janusz bei Lowitz zeigte die Bauern ein Grab, in dem ein Jude bestattet war und erzählten, die Russen hätten auf ihrem Rückzug diesen Juden mitgeschleppt und beim Dorfe aufgehängt. Die Leiche ist jetzt auf dem Friedhof in Lowitz übergeführt worden. Mitte September trofen die Russen den fünfundsiebenzigjährigen Wilczynski aus Sompolno auf einem Rade fahrend. Radfahren eines Juden ist bei den Russen erwiesener Spionageverbrechen. Wilczynski wird festgenommen, mit Säbelhieben erschlagen und in einen Wassergraben geworfen.

Auf dem Wege von Piotrkow nach Sompolno wurde der Jude Radziejewski, Vater von sechs Kindern, lebendig begraben. In Domje war der Jude Altschul eines Tages spurlos verschwunden. Nach dem Einrücken der deutschen Truppen kam eine christliche Frau zu den Juden und meldete ihnen, ein Jude sei von den Russen lebendig begraben worden. Man fand tatsächlich die Leiche. Die Augen waren ausgehöhlet, die Kehlenlöcher zugestopft, der Körper getreten und in einen Sack gesteckt. In Domje hat jetzt Altschul ein ehrenvolles Märtyrergab gefunden.

Der Brief schließt:

Einen Kommentar diesen Tatsachen hinzuzufügen, erscheint mir überflüssig. Sie reden ihre eigene Sprache, die keinen Widerspruch duldet. Sie geben eine Ahnung von der furchtbaren und allgemeinen Katastrophe, die die Juden in Polen getroffen hat und die sie überall dort noch trifft, wo russische Truppen stehen und ihre schwere Faust in der blutigsten Weise die Juden fällen lassen.